

Besprechungen

ELISE. Erzählung von Ruth Schaumann.
(130 S.) Heidelberg 1946, F.H. Kerle.
M 4.80.

Die lebendige Mitte dieser Erzählung ist, wie so oft schon im Werk der Dichterin Ruth Schaumann, das Muttertum der Frau. Daß diese Erzählung in der Französischen Revolution spielt, erscheint nur als Einkleidung. Sie spielt ebenso sehr in unserer Zeit wie zu jeder Zeit. Denn weniger das äußere Geschehen ist es, worauf es der Dichterin ankommt, sondern das Seelische, die inneren Vorgänge im Menschen. Die Erzählung schreitet sozusagen im ständigen Selbstgespräch der Seele voran, sie vollzieht sich in einem Zwischenbericht zwischen Wirklichkeit und Traum.

Muttertum erkennt hier die Sinnlosigkeit seines Lebens nach dem tragischen Verlust der Kinder, es zerbricht an sich, am Leben, an Gott. Aber es findet schließlich am Wunder der Geburt eines neuen Menschen den Glauben an das Leben wieder. Es ist ergreifend, wie Elise de Cazalès, diese Mutter von fünf Kindern, ihrer Kinder wegen leidet, wie sie alles auf sich nimmt: die Leiden des Kerkers, die Verdemütigungen als Dienstmagd fremder Leute, die Heimatlosigkeit, den Verlust aller Habe und ihrer Familie. Aber sie treibt am Rande des Wahnsinns vorbei und ständig am Abgrund des Selbstmordes. In Qual und Verzweiflung irrt sie herum, ihre Kinder zu suchen. Durch alle Feuer der Prüfung muß sie hindurch. Am Ende aber hat sie das Leid gereift, sie verströmt sich im Dank an Gott.

Eine kaum glaubhafte Zartheit und Innigkeit des Empfindens, weicher, lyrischer Klang der Sprache, sanftes verschweben aller Wirklichkeit ins Symbolhafte der Legende, Liebe zu allem Kleinen und Unscheinbaren, Tief-sinn und Hintergründigkeit, das sind auch hier wieder die Eigenheiten der Prosa Ruth Schaumanns. Aber gerade hier, im Gegenüber mit der grauenhaften Wirklichkeit, wird auch mehr als sonst die Gefahr einer völligen Auflösung ins Unwirkliche, einer Verflüchtigung ins Traumhafte und Geisterhafte, ins krankhaft Überempfindsame deutlich. Dann aber stehen da wieder Worte voll tiefer Lebensweisheit und hoher dichterischer Schönheit, aufrüttelnde Fragen wie diese: „Sind wir darum gekommen, um das Nichts zu empfangen, nichts anderes?“ Oder es sind da Zeitdeutungen gegeben wie die folgende: „Ich

glaube, ich bin wohl hintersinnig gewesen? — Irgendwie sind wir es alle. Diese Zeit, sie zerstört...“ — Und um solcher Tiefen willen dankt man der Dichterin!

H. Gorski S. J.

JUNGFERNREISE. Von Denton Welch.
(334 S.) Berlin 1947, Carl Habel. (Englisch London 1945.)

„Er verschwieg die Dinge nicht, die die meisten Menschen unterdrücken. Es schien ihm nicht schwer zu fallen, darüber zu sprechen.“ (176) Das gilt für den Autor dieses Buches selbst. Er zeichnet auf, was ein Siebzehnjähriger im Verlauf etwa eines Jahres sah, fühlte, erlebte, erlitt. Und er läßt nichts aus, vor allem nicht das ganz Intime, das Beschämende, das Gruselige. Dieser Junge findet eine fast krankhafte Lust daran, überall das Faule, Ekelhafte, Widerliche aufzustöbern. Er ist ein Sonderling, der sich von Menschen und Zufällen schieben läßt. Körperlich schwächlich und unentwickelt, besitzt er durch die Frühreife seiner Seele eine ungewöhnlich ausgebildete Empfänglichkeit für das Schöne. Porzellane, Bilder und edle Geräte beschäftigen ihn schon früh, und seine Kenntnisse in Kunstfragen könnten einem erfahrenen Archäologen gehören. Alles andere, was ihm begegnet, behandelt er ähnlich, als wären es Stücke in einer kunstgewerblichen Sammlung. Seine Kraft besteht im Genießen, und diese Kraft ist stark. Er kann den Gegenstand mit einem Blick bis auf den Grund durchkosten, er saugt ihn in einem Anschauen völlig aus. Wenn er aber das Ding genießend durchdrungen hat und auf den Kern der Nichtigkeit in seiner Mitte gestoßen ist, dann wirft er es fort und geht zum nächsten. Es ist, als ob er gerade deshalb so gierig die Schönheit des Dinges an sich risse, um es zu entblößen, um eine Art von Triumph feiern zu können, indem er sagt: Siehst du, du bist auch nichts wert, ich habe dich entleert. Man könnte meinen, er wolle sich durch eine subtile Sinnlichkeit an der Welt dafür rächen, daß er ihr unterlegen ist. Aber die Dinge in ihrer Schönheit zu umfassen und sie dann auf das Nichts zurückzuführen, das sie im Innersten enthalten, das verbraucht nicht nur die Dinge, sondern auch den, der so an ihnen handelt. Und darum erlöst Denton Welch die Welt der Dinge nicht, er löst sie nur auf.

W. Barzel S. J.